

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

152 (4.7.1931) Die Mußestunde

Die Fortsetzung dieser wertvollen und hochinteressanten Handlung, ist in der letzten erschienenen Nummer von Westermanns Monatsheften enthalten. Das prachtvoll ausgestattete Heft ist in unserer Verlagsbuchhandlung zum Preise von 2 Mark zu haben.

Literatur

Alle an dieser Stelle besprochenen und angeforderten Bücher und Zeitschriften können von unserer Verlagsbuchhandlung bezogen werden.

Schlusssatz-Region zur englischen Handelskorrespondenz. Preis 2 Mark. Von Dr. E. D. Jones. Verlag W. Stollfuß, Bonn (B. St. 76 183 183). Dieses Schlusssatz-Region auf neuer praktischer Grundlage ist ein Hilfsmittel, das in keinem Hause fehlen darf. Auch dem in der englischen Handelsprache weniger Geübten wird die Abfassung eines in formalmäßig richtiger Ausdrucksweise abgefaßten Briefes ermöglicht. Die Schlusssätze sind alphabetisch geordnet; bei jedem Worte folgen die damit zusammenhängenden, in der Handelskorrespondenz gebräuchlichen Sätze und Verbindungen in deutscher und englischer Sprache. Mit dieser Hilfe kann selbst der Ungeübte für alles was er schreiben will, rasch die richtige Ausdrucksweise finden. Im gleichen Verlag ist auch eine Ausgabe französischer Handelskorrespondenz erschienen. Dem strebenden Kaufmann werden beide Bändchen von großem Nutzen sein.

Der Vorläufer des Sowjets. Es wird viele Gewerkschafter überraschen, daß der als Statistiker des ADGB bekannte Genosse Wladimir Wobinsky jetzt als Erzähler hervortritt. Die Wladimir-Gutenbergs, Berlin, hat ein interessantes Buch von ihm herausgebracht: *Der erste Schritt*, Erinnerungen aus der russischen Revolution 1905 (vorzüglich ausgearbeitet in seinen 3 Bänden). Als die Revolution von 1905 begann, wollte der Verfasser ins Ausland. Er eilte sofort nach Petersburg. Die Erde der Demonstration vor dem Petersburger Parlament hatte die gesamte Arbeiterklasse mobilisiert. Das Sozialisteparlament legte sich an die Spitze der revolutionären Bewegung. Die Hochzeiten wurden zu Versammlungsorten, ein Generalstreik brach los, ein Sowjet wurde gebildet. Aber trotz aller heldenhafte Aufopferung endete der Kampf mit einem Scheitern. Die sozialistischen Agitatoren, unter ihnen Wobinsky, sahen ein, daß sie die Bauern für die Revolution gewinnen mußten, und sie jagten nicht auf die Dörfer zu gehen. Am Anfang ließ sich alles gut an, aber bald mußten sie bemerken, daß sie einer völlig anderen Welt gegenüberstanden. Die von ihren Herren abhängigen und von ihrem Geistesleben ausgehenden Bauern nahmen die Agitatoren schließlich gefangen, schlugen sie hart und hätten sie gehängt, wenn nicht Militär eingeschritten wäre. Wobinsky kam einigermaßen glimpflich davon. Aber die Revolution wurde lahmgelegt. Der gesamte Sowjet wurde verhaftet und ein neuer Aufstand wurde niedergemäht. Der Zarismus hatte den ersten Sturm der Proletarier abgeköpft. Immerhin, er hatte einen heillosen Schaden bekommen. Er ahnte den Gegner, der ihn bald vom Erdboden wegschlagen sollte. — Das lebendig geschriebene Buch ist eine wertvolle Bereicherung der Literatur über Russland. Wir gratulieren Wobinsky und der Wladimir-Gutenbergs zu der Henerfcheinung.

Was jeder von der Presse wissen muß. Von Hauptredakteur Gg. Friedel. Verlag W. Stollfuß in Bonn. Preis 1 Mark 1.— (V. St. St. 76 183 183). Das neue und vorliegende Bändchen der Sammlung „Hilf dir selbst“ ist ein Hilfsbüchlein nicht nur für diejenigen, welche mit der Presse in Verbindung stehen, bzw. mit ihr in Verbindung treten wollen, sondern für jedermann, der sich für die Presse interessiert. Die Entstehung der Tagespresse und die Entwicklung des Zeitungsbetriebes wird beschrieben und über den Verkehr des Lesers, der Vereine und anderer Interessenten mit der Presse wird alles leicht verständlich geschildert. Dem Interessenten wird diese wichtige Schrift eine zweckmäßige Anleitung sein. Der fachkundige Verfasser hat sich von praktischen Gesichtspunkten leiten lassen und jedermann sei die Schrift empfohlen.

Die Lupe, Zeitschrift für Humor und Satire, Wien, VII., Halbgaße 25. Die erste, 12 Seiten starke, farbige, reich illustrierte Nummer ist schon erschienen. Ein Blatt der Stimmung gegen die Nützlichkeit der Zeit. In leicht aufgetragenem Unterhaltungston werden soziale und kulturelle Probleme und deren Widersprüche unter die Lupe genommen. Man wird lachend zum Lachen. Erfolgreiche Illustrationen und echter Humor werden verschaffen. Preis: 20 Pfennig. Halbjahresabonnement bei freier Postzusendung Mark 1.20. Probeblätter durch die Verwaltung Wien, VII., Halbgaße 25.

Das Heft „Erbildung am laufenden Band“, lautet der Titel eines interessanten Aufsatzes in der neuesten Nummer der Zeitschrift der Frau „Das Heft“. Einen Einblick in das Charlotterburger Volksmuseum für Frauenkunde gibt der Bericht „Museum der schweren Stunden“. In dem reich illustrierten Aufsatz „Aus spanischen Gärten“ wird von der Eigenart und Schönheit der spanischen Gartenkunst und der alten Bauelemente erzählt. Die „Frauenkühnheiten“ bringen diesmal ein besonders interessantes Thema: „Mutter, Goethes letzte Liebe“. Der Roman „... noch bleibt der Weg nach El Oro“, von Romy Lambrecht läuft zu Ende. Außer dem Autodest, den zahlreichen Unterhaltungsstoffen, den lehrreichen Rezepten für Zubereiten und Salate, „Nächtliches Fest im Garten“, dem Theaterbericht und einem lustigen illustrierten Gedicht „Reisezeit“, findet die Leserin einen sehr feinsinnigen Bericht „Wald aus Reue“, Sportnotizen, die „Briefe eines Philosophen an seine junge Frau“, Kurzgeschichten und ausgesuchte Illustrationen.

Wahre Beistandsgeschichten. Der 14. Februar 1929 ist in der an Ereignissen reich nicht armen Kriminalgeschichte der Stadt Chicago ein schwarzer Tag. Man fand in einer Garage die Mitglieder einer berühmten Verbrecherbande erschossen auf. Wie sich bald herausstellte, waren sie von Beauftragten des Unterweltkönigs Al Capone in eine Falle gelockt und mit Maschinengewehren zusammengehauen worden. Überall herrschte man auf, als über diesen Massenmord in der Chicagoer Unterwelt die ersten Nachrichten durch Funk und Kabel über die Welt jagten. Das heftigste und interessanteste Heft 6 der „Wahren Beistandsgeschichten“ bringt neben anderen interessanten Beiträgen die einzige authentische Schilderung des Falles aus berufener Feder und bietet damit einen außerordentlich interessanten Einblick in das amerikanische Verbrechen und Gangsterwesen. Das reich illustrierte Heft ist zum Preise von 50 Pfennig überall zu haben.

Käselecke

Sahnen-Käselecke

- 1, 2, 1, 2, 4, 5, 6 Stadt in Württemberg.
- 5, 7, 8, 9, 7, 2, 10, 11 Heiliger.
- 4, 9, 12, 3, 4, 3, 13, 9 Stadt in Südtirol.
- 9, 8, 8, 9, 15, 5, 4 männlicher Name.
- 16, 5, 10, 5, 17, 9, 18, 18 durch keine Erfüllung. Bezeichnet geborener Teil einer Leistung.
- 3, 19, 10, 1 fürlicher Name.
- 8, 4, 5, 10, 8, 3, 7, 5, 10 Stadt in Böhmen.
- 3, 16, 1, 5 Insel.
- 4, 10, 11, 11, 3, 10 englischer Staatsmann.

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ergeben die Namen zweier nicht immer zuverlässiger Wetterpropheten.

Kreuz-Silberkäselecke

1	2
3	4

1+2 ein Gefandter, 1+4 ein Elementarereignis, 2+4 ein weiblicher Vornamen, 1+3 ein Rittname, 1+2 ein Befehl (oder Befehlungsweise).

Käseleckenlösungen

Uhren-Käselecke: Kammerjäger. — „Paradox“: Die Hofe. Wichtige Lösungen fanden ein: J. Grimmer, Armand Löffelmann, Karlsruhe.

Witz und Humor

Kleine Politik

Anekdoten von Jo Hanns Köstler.

Wilhelm, der Eroberer.

Zu Wilhelm dem Eroberer kam 1908 der Kronprinz eines Balkanstaates.

Wilhelm II. behandelte ihn auffällig kühl. „Dieser junge Mann ist mir äußerst unympathisch.“ „Beschalt, Majestät!“, fragte der Minister. „Meinte Wilhelm: „Er spricht zu viel.“

Wilhelm II. und Eduard VII.

Bei einer Begegnung im Jahre 1909 fragte König Eduard VII. den deutschen Kaiser, als was er später einmal wieder auf die Welt kommen möchte.

Wilhelm II. scherzte: „Als König.“ „Bravo“, lobte Eduard, „ganz Wilhelm. Du möchtest jetzt der Größe unter den Menschen sein und nach deinem Tode willst du wieder König der Tiere werden.“

Wilhelm II. fragte nun seinerseits: „Was du möchtest du wieder auf die Welt kommen?“

„Ich bin bescheidener“, sagte Eduard VII., „ich möchte als gewöhnliche Briefmarke wiedergeboren werden.“

„Als Briefmarke?“

„Ja“, lächelte der Engländer, „du weißt doch, was die ganze Welt mit Briefmarken machen muß, bevor man sie aufklebt.“

Zivilisation

Das Schiff ging unter mit Mann und Maus.

Nur der Steuermann rettete sich auf einem dürftigen Balken. Drei Tage trieb er im Meer. Endlich sah er Land. Erhöchst kletterte er aus dem Wasser. Keine menschliche Siedlung weit und breit. Sollte er auf eine der verlassenen kleinen Inseln des großen Ozeans verschlagen worden sein? Drei Tage wanderte er in das Innere. Endlich entdeckte er einen Hais, an dem ein Neger baumelte.

„Gott sei gelobt“, rief er begeistert aus, „ein Zeichen der Zivilisation.“

Der Schreibfehler. Als letztes Zeichen ihrer Dankbarkeit bestellte eine tiefbetrierte Witwe beim Bildhauer als stimmungsgemäße Inschrift auf dem Grabstein ihres verstorbenen Mannes die bezeichnenden Worte:

Dem stillen Dulder.

Der schreibunfähige Meister verwechselte die zwei Zeile 1 und 2. Als das Grabdenkmal auf dem Friedhof aufgestellt war, lagen die erkannten Grabbesucher nicht ohne ein flüchtliges Lächeln die Entstellung: Dem stillen Duder!

Gewonnen. „Ich wette mit dir um drei Mark, daß du nicht ratest, warum ich dich heute besuche.“

„Na, du bist sicher gekommen, um mich anzusumpfen!“

„Falsch! Ich wollte dir nur mal Guten Tag sagen! Her mit den drei Mark!“

(Aus der Nummer 23 der Lustigen Blätter, Verlag Dr. Seltz-Engler H. G., Berlin SW. 68, die mit Beiträgen viele bekannter Künstler und humoristischer Schriftsteller versehen ist. Die „Lustigen“ sind zum Preise 50 Pfennig überall zu haben.)

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur S. Winter, Karlsruhe.

Die Mußestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

27. Woche 51. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 4. Juli 1931

Mein Leben

Mein Leben verrinnt wie ein Bächlein im Sand,
Und niemand hört seine Wellen.
Fern liegen die Schwärmen, fern grüßt das Land,
Und die Hoffnung schlägt mit den Schellen,
Wo die Freude tanzt und die Liebe singt
Und läßt unter rauschenden Linden,
Ich kenn' nur das Land, und mein Leben verklingt
Wie Fragen, die Antwort nicht finden.
Mein Herzschlag hebt wie die Uhr an der Wand,
Die Zeiger gleiten und gleiten.
Ich seh' mich im weichen Lotengewand
Über die Brücken schreiten . . .
Kurt Rudolf Neubert.

Nach dem fünften Kontinent

Tagebuch einer Weltreise
Von Kurt Ollenburg.
Im Korallen-Meer

Die ganze Nacht hindurch und den ganzen Vormittag über schon entlang an der Küste Australiens. Rahl, Jandia, unfruchtbar. Bald vor das Land vor, bald weicht es zurück.

Man läßt nicht hin, wäre man nicht Landhunaria, wie immer bei großen Seefahrten. Nie war die Luft zu wandern, so toll wie auf Schiffen. Weiße Bege, Wälder, Berge, das ist die Schönheit. So starr wie mandarin der Traum nach einer Frau. Da plötzlich, mitten in der Fahrtrinne, zerplatzte Felsen, vorwärtsförmig getürrt. Zerrissen, zerwöhnt, Weißes unter weißig blauen Himmel.
Mit dem ruhigen Weiter der letzten Tage scheint es vorbei zu sein. Ein leichter Wind ist aufkommen; bläst aus Osten. Noch nicht stark. Aber sind wir erst aus dem „Großen Korallen-Riff“ heraus — es geht nach Cap York, ganz im Norden, über Townsville nach Brisbane — nimmt der Passat uns in seine schaufelnden Arme.

Wie die Phantasia die Dinge immer anders sieht . . . Coral Sea, Korallen-Meer. Wie das klingt! Welche Vorstellungen wurden lebendig, als aubau ich noch über den Karten lag; liebernd vor Erregung, diese weite Reise bald machen zu können. Wie weitete unendlich sich das schmale enge Arbeitszimmer . . . Meer voll Korallenbänke . . . Ich sah sie rot durch die blaue Flut schimmern . . . Spann mich immer mehr ein in diesen Traum; die Gaultel war so starr, daß so etwas wie ein erfahrener, verfeinerter Sonnenuntergang mich betörte . . . Damals dabei.

Wie die Wirklichkeit die Dinge immer entzaubert! (Zam-merrool! Behalte die Traumbilder in deinem Innern; bewahre sie unzerstört, indem du — aubau ich bleibe!) Korallen-Meer, wie das nüttern ist! Was ist das schon?

Dahinten die braunlandige Ostküste Australiens. Davor manchmal Aneln, flach mit Gebrüll. Vom Wind schief gebogene, zerzaute Bäume, kiefernartig.

Meer voll Korallenbänke? . . . Du siehst sie nicht rot durch das — schmutzig grüne Wasser schimmern. Siehst nichts . . . So sehr du dich müßt.

Nur ein Meer: dürrig und ohne Leuchtkraft. Wenn du die Arria erlebst! — Abende bei Kapalla, ein Morgen vor Messina und Nächte an der Erde von Gibraltar! — was ist dir noch das Korallen-Meer? Spähe auch nicht nach Perlenfischern: sie existieren nur in Reiserpöckeln für Amerikaner.

Im Korallen-Meer.

Nachtrag, zwölf Wochen später: damals von dem Schiff aus, war wirklich nichts zu sehen. Erst als ich mit einem Tramp die Küste Queensland hinauf fuhr und in den Tagen, als er ladete mit einer Lauch nach einigen Koralleninseln: da bekam ich eine schwache Vorstellung von dem Wunder „Grobes Barrieren-Riff“. Und den noch ist, was ich im Abhmitt „Korallen-Meer“ lese, nicht falsch; an jenen Tagen und vom Passagierdampfer aus — sie fahen durch die innere Zone, die enge Rinne zwischen australischem Festland und dem gefährlichen Außenriff — war das Korallen-Meer eine Enttäuschung.

Entlang der australischen Ostküste

Was am Vormittag die Coral Sea enttäuscht, macht am Nachmittag das Gebirge wieder gut. Ganz dicht bei fahren wir; seit

Stunden entlang an schwarzblauen Bergen, die sich öffnen, schließen. Zwei, drei Ketten oft hintereinander. Die See, sie ist nur wenig bewegt; der Himmel über den Hängen gewitterdun.

So ist die Landschaft, die Ostküste Australiens auf der Höhe von Cooktown. Erinnerung an die Fjorde Norwegens — so seltsam es klingt.

Die untergehende Sonne steht über dem gezackten Gebirge. Ein kleiner Felsen schmutziges Rot zwischen dem schwarzen Broden, der düster braut. Und über dem unfruchtbaren Land, tiefer im Innern, doch keinen Regen bringen wird.

Das ist keine alte Seefahrt, von Ostindien nach Australien. Für mich wenigstens. Nicht etwa wegen des Wetters; das ist ausgesprochen — obgleich Reis einige auf der Höhe liegen.

Sie ist nicht gut, diese Seefahrt, weil es kein Schiff, sondern ein — Boot ist. Weil etwa der Bahnmisler weber etwas von dieser Strecke weiß, noch interessiert ist. (Macht sie zum zwanzigstenmal. Mein Hund dabei ist intelligenter.) Weil so ein vermueter, windgeschütter Kästen die Verbindung aufhebt zwischen Mensch und Meer. Weil so ein Weinab-Sanatorium nichts taugt für einen alten Frachtbootsfabrer.

Weil der äußere Rummel unnötig Energie kostet, um mich abzuschließen, zu konzentrieren für die Arbeit. Sie allein gilt, sonst nichts. Nicht einmal die kleine Doktorfrau, die so hübsch blond, dumm ist und allein nach Melbourne fährt. Es ist ein Verdächtig, daß sie bei Tisch neben mir sitzt; mein Bedarf an Konversation ist während den Mahlzeiten reichlich abgedeckt; die Stunden dazwischen will ich für mich. Sie bearrt es nur schwer und war nachher der leidigt. Fatum.

Am nächsten Tag sind wir weiter ab vom Land. Nur manchmal jeht dich an Inseln vorbei, die plötzlich in erichredender Einsamkeit auftauchen. So weltverloren in der nicht ausdenkbaren, den Sinnen nicht fahbaren Weite: daß die Gramtheit der Natur einem den Atem nimmt.

Die Coral Sea passiert, jetzt im Pazifik. Etwas auf der Höhe von Townville. Großer Ozean stiller Ozean, Pazifischer Ozean — und mit wieviel Namen er noch genannt wird, dieser Kiese unter den Meeren.

Ein Tag geht wie der andere: zwischen Arbeit und Schlaf ist kein Inhalt beizulassen.

Passagier N. N. Hirt

Es wurde furchtbar geheim gehalten. Man redet zwar davon, daß einer Ende der Fünftzig, unten in seiner Kabine sehr krank sei. Verschwäche. Dann hieß es, vielleicht werde Townsville angelauten, um ihn ins Krankenhaus zu geben.

Townsville wurde passiert, 40 Meilen ab. An einem klaren Spätsentembertag; grün die See. Nordpfeile vom Morgen bis zur Dämmerung. Jeden Mittag ein Weiten um Geld, wieviel Meilen das Schiff in den letzten 24 Stunden gemacht habe. Kleine Karterelle von Habgier. Rirt und Alkohol. Am Abend große Dinerollette. Dann Tanz auf Deck. Saazmusik aus einem pläzrenden Gramophon: — und unten lag einer. Ein Passagier, eine Nummer nur in den Schiffsbüchern.

Einer: ein Gatte, ein Vater, auf den vier Kinder in Sydney warten. Er ist unterwegs von Singapore her, kam schon matt an Bord. Kurz vor Samara wirft es ihn um. Er liegt elend in seiner Koje; der Arzt ist um ihn, versucht zu lindern. Vier Tage noch, dann wird er zu Hause sein. Die Nähe der Seinen wird helfen; das ist die beste Medizin.

Punktegramme hin und her. Zwischen Schiffsleitung und Angehörigen. Meldung des Befindens, befragte Anfragen. Dann: ein letzter Funkpruch. Der Mediziner sagt: Exitus.

Exitus: heute früh 1.57 Uhr.

Einige Rabinnen weiter stirbt einer. Ich lag noch wach in der Koje, schrieb. Ein böses Unruhstein war in mir, wie noch in keiner Nacht während dieser langen Reise. Ich wußte nicht, daß einer im Sterben lag; wußte nur, daß wir durch gefährliches Wasser fuhren, zwischen Riffen. Nicht nicht . . . Kein Schlaf. Die Gedanken — seltsam, wird man alt? — juchten die letzten Dinge. Umkreisten sie hartnäckig, unaufhörlich. Dann — schlafwandlerisch — formte sich dieser Vers:

Mein Schicksal, ich vertraute dir in allen Stunden.

Was ich formte, was ich baute — ob die Schicksale auch eraraute — traumaleich hab' ich euch gefunden dunkler Weg und lüchtes Ziel.

Und ganz dicht bei, nur durch eisdige Wächwände getrennt, stand Einer.

Heute mittag haben sie ihn begraben. Um 1 Uhr, als alle bei Tisch saßen.

Haben ihn in einen Sack gesteckt, vierzig Kilo altes Eisen dazu. (Das gibt das nötige Gewicht, die raiche Wfabrikt in die ewigen Fildgründe. Der T o e i m S a d mit den verrosteten Eisenbroden an den Füßen — er lag auf dem Brett.

Vierzig Meilen weiter draußen, ab vom Kurs und fern der Küste wurden die Turbinen gestoppt. Das Schiff stand. Der Kapitän spielte Briefe, las einen Vers aus der Bibel. Drei Passagiere standen stumm dabei. Und die Steuerleute, feierlich in Uniform. Dann hoben vier Matrosen — Sundanesen — das Brett, stellten es schief. Der Sack glitt über die Reeling. . . Der Kapitän, blaugarau, schluckte ihn. Den Sack mit dem Toten und den vierzig Kilo Alteisens dazu.

Alles ging rasch, lautlos. Die Turbinen begannen wieder zu drehen, die Schraube wühlte, das Schiff bekam volle Fahrt. Ging auf den alten Kurs. (Der erste Ingenieur wird den Extra-Delverbrauch extra buchen; es ist wie mit der Kohle; sparen und noch einmal sparen und doch volle Tourenzahl. Die Direktion führt Statistiken, ein anderer lauert auf den Posten, will aufrüden). Das Ganze von der Dauer weniger Minuten. Während die Passagiere, fünfzig Schritt entfernt, Raostbeef mit Artichoken aßen.

Drei Stunden später bin ich in der Kabine des Kapitans. Gespräch über alles mögliche, nur nicht über die Seremonie. Nachher ging er mit mir hinüber ins Kartenhaus. „Das bekommen die Angehörigen. Damit sie wenigstens wissen, wo er gestorben und begraben ist.“

Eine Teilkarte von der Ostküste Australiens. Eingezeichnet zwei Kreuze, genau auf den entsprechenden Längen und Breitenraden, wo das Schiff nachts 1.57 Uhr und heute mittag war. Sie liefen schief herunter die Kreuze; das zweite war weiter draußen im Meer. In den Querbalen stand die Sterbe- und Begräbniszeit, genau auf die Minute.

Die Kreuze, sie waren mit Bleistift gezeichnet. So sauber, als hätten unter Oberlehrer aus der Geometriefunde dahinter gestanden.

„Das bekommen die Angehörigen. . .“

Nachher blieb nicht übrig. Kein Vater, kein Gatte und keine — Hoffnuna. Nur diese Karte mit den zwei Kreuzen.

Der Kapitän ist groß, ein Schiff winzig: was ist da schon ein Mensch?

Die Tänzerin

Von René Lafont

In einer meiner Wohnungen benachbacht music-hall, wo ich mit zwei Freunden den Abend verbrachte, schauten wir einer Tänzerin zu, wie sie auf der kleinen Bühne die Was eines Tango ausführte und hoben in schamloser Pose den Körper zurückwärts und schmeckten ihren Mund erheiterten Küssen darzureichen schien.

Der eine meiner Begleiter, Varner, folgte sichtlich erregt ihren Bewegungen und ließ durch das Opernglas seinen Blick von ihrem ausgetragenen spanischen Antlitz, dessen braunen Teint selbst die Schminke nicht verdeckte. Wühlend erblickte er, schloß die Augen und lebte sich wie traumverloren in seinen Bauteil zurück. Währenddessen legte die Tänzerin ihre wollüstigen Attitüden fort und erzwang durch lodende Blicke unter halbgeschlossenen Lidern den Beifall des Publikums. Dankend vernetzte sie sich, die Mandolinen verstummten, und der Vorhang fiel.

Nachdem wir Varner seinen tiefen Gedanken entrisen hatten, verließen wir in der Pause den Saal und nahmen auf der Terrasse eines Kaffeehauses Platz, froh, der glühenden Hitze des Theaters entronnen zu sein. Ich klopfte meinem Freund auf die Schulter und fragte ihn scherzend:

„Die kleine Tänzerin gefällt dir wohl gar zu gut? Suche sie doch nach der Vorstellung auf! Ich weite, sie wird nicht so grausam sein, dich abzuweihen.“ „Nicht das ist es, worüber ich sinne! Beim Anblick dieser „Tolcab Guera“ fiel mir ein Erlebnis ein, eine tragische Episode, die mich vor fünf Jahren aus Madrid vertrieb. Wie ein Narr bin ich damals den Mauern dieser Stadt entflohen.“

„Worüber beruhig dich einmal! Ohne Zweifel bist du das Opfer einer Sinneswandelung geworden.“

„Rein! . . . Obgleich sie nun einen anderen Namen trägt, ist sie doch dasselbe alterhafte Geschöpf mit der dunklen Haut und den abgrundtiefen, von blauen Ringen umzogenen Augen. Ich erkannte sie sofort wieder. . . O, welch eine schaudervolle Erinnerung!“

„Du liebstest sie und bist von ihr betrogen worden?“

„Schlimmer als das! . . . Bei meinem damaligen Aufenthalt in der spanischen Hauptstadt hatte ich die Lebensgewohnheiten der dortigen Bewohner angenommen, die die Nacht zum Tage machen. Des Morgens erhob ich mich, um mich zum Prado zu begeben; am Nachmittag pflegte ich der Ruhe, und um sieben Uhr unternahm ich einen Spaziergang zur Puerta del Sol, um nach dem Plafaster die ganze während des Tages aufgesammelte Glut als einen erstickenden Nebelschleier ausströme. Nach dem Abendessen ging ich wieder aus dem Hause, aber es äonen mich weder die Konzerte des „Retiro“ im Schatten der Bäume an, deren Blätterchirm im Licht der elektrischen Birnen ertle Farbtöne annahm, noch lodte mich das irrisierende Wasser des „Estanque grande“, auf dessen unbemageliche Oberfläche das Feuerwort herniedertraffte und sie wie mit Goldstaub überprübte. Ich liebte auch nicht die Absteher in die festlich erleuchteten Restaurants auf der Calle de Alcalá, noch interessierten die Tänze mich, welche in der rauschgeschwängerten

Atmosphäre eines kleinen Café Cantant nahe der Puerta del Sol zum Besten gegeben wurden. . . . Eines Abends brachte der Zufall mich trotzdem dorthin, und da ich so gegen neun Uhr noch fast der einzige Gast war, gestattete ich dem Wirt und den Artisten, auf meine Rechnung eine Zeche zu machen. Die Frauen waren alle fett und hatten eine schlaffe Haut. Ihre überfließende Beleihtbeit verbergen sie nur schlecht unter den auffallend bestickten, langstransigen Manillaohals. Der graue Filzhut — ähnlich demjenigen eines Toreros — lag auf tiefem Ohnion; sie trugen rote Kellen hinter beiden Ohren und hatten die Fäule in die Hüften gekemmt, was ihnen einen herausfordernden Ausdruck gab, der über zu ihrem matronenhafte Neulieren paßte. Eine einasie nach wohlklingend von ihnen ab. „Ja, besten Lolita“, die sich heute „Tolcab Guera“ nennt. Ihre kindhaften und ammutigen Formen bildeten einen festlichen Kontrast zu den vom Koller matten Wangen, welche ihr das Aussehen einer gefallenen Jungfrau gaben. Ihr bronzefarbener Teint hob sich von den schreienden Farben des Stoffes ab, der die festen Brüste umspannte. Indessen sie den Tango tanzte und sich dabei über den Arm ihres Partners warf, gewärdte sie denselben Anblick wie eben vorher.

Wenige Abende barte ich ihrer voll Hoffnung an der Ausgangspforte! Von der Bühne herab hatte sie mir verbeissungsvolle Blicke zugeworfen, und jedesmal glaubte ich mit Sicherheit annehmen zu dürfen, daß sie sich mir die kommende Nacht schenken würde. Aber dann ging sie — eine Nelke zwischen den Lippen — an mir vorüber, ohne auch nur Notiz von mir zu nehmen, hängte sich verliebt in den Arm ihres „Novio“, eines hochgewachsenen und breitschultrigen Burschen mit brutalen Gesichtszügen, während ich, der ich erwartungsvoll im Schatten einer Tür bestanden hatte, tauria in mein Hotel zurückkehrte, von jeder neuen Enttäuschung fast zu Tode gemartert.

Mebrmals war ich gefolgt und hatte dabei entdedt, daß sie in einer engen, dunklen Gasse der Calle de Toledo in einem alten Hause wohnte, dessen Fenster mit unmaßbaren Stoffen verhängt waren. Inmitten eines elenden Patio spielten schlumende Kinder. Endlich sollte mein bester Wunsch in Erfüllung gehen! Wie gewöhnlich wartete ich wieder einmal auf Lolitas Erscheinen, indem ich an der nächsten Ecke auf der Kreuzer lag. Diesmal kam sie allein. Ihre Augen erstrahlten in einem fremden Feuer. Sie schritt an mir vorüber und sagte: „Wenn du Lust hast, so folge mir!“ Ich hoffte sie schnell ein und ging in den belebten Straßen an ihrer Seite. Wir sprachen kaum ein Wort. Als wir in die Vorstadt gelangten, legte ich meinen Arm um ihre Taille, und — so umschlungen — setzten wir unsern Weg fort. Sie drängte sich an mich und reichte mir bei jedem Schritt ihren Mund, der so rot war wie der Saft eines Granatapfels. Wir überquerten den Markt de Cebeda, wo bereits für den nächsten Tag die herrlichsten Früchte ausgelegt waren. Jetzt noch stehen mir die Berge von Zitronen vor Augen, die ihr säuerliches, erfrischendes Aroma über die Umgebung ausströmten. Bald liebten wir die Calle de Toledo hinter uns und passierten mehrere schmale Gassen. Es herrschte hier die Atmosphäre der Elendsquartiere, wo die Reinlichkeit ein unbekanntes Luxus ist. Ich war ermüdet, mein Körper in Schweiß gebadet. Die schlechte Luft schmirte mir die Kehle zu. Vergeblich suchte ich festzuhalten, wo ich mich befand. Ich erkannte den Weg nicht wieder, auf dem ich doch längere Zeit hindurch jeden Nachmittag und jeden Abend den Spuren meiner neuen Freundin gefolgt war. Endlich machte sie Halt. Der Mond erhellte die hüßliche Fassade eines altersschwachen Hauses. Wir schritten über den Patio, erklimmen enge Treppen, welche in die Dunkelheit emporführten. Endlich öffnete Lolita eine Tür, ließ mich ein und ging davon, um, wie sie erklärte, frisches Wasser und eine Kerze herbeizubringen. Als sie verschwunden war, zog ich meine Streichhölzer aus der Tasche und orientierte mich über meiner Aufenhaltort. Das Zimmer machte einen armseligen Eindruck; an seinen Wänden hingen zerrissene Kleider neben schweren Manillaohals; auf den Stühlen lagen in wirrem Durcheinander eilig ausgezogene Sachen. Im Hintergrund sah ich ein unordentliches Bett: eine laache Matratze mit zerhackten Bettfedern darüber, die den Boden festeten. Von einem ungewissen Mistranten gegenüber der Sauberkeit des Lagers angetrieben, auf dem wir die Nacht verbringen würden, näherte ich mich, schlug die Decken zurück und wurde zu meinem grenzenlosen Entsetzen einer Hand und eines Arms gewahr, die einem Körper anangehörten schienen, der unter dem Bett verdeckt lag. Unbewußt stieß ich mich losfüßen Schrei aus. Ich nahm an, daß sich jemand in seiner Eifersucht dort verborgen hielt und im geeigneten Moment auf mich losfüßen würde. Man hatte mich sicher in einen Hinterhalt gelockt. Instinktiv wich ich zurück und wartete eine Minute; dann näherte ich mich dem Bett von neuem. Vielleicht schlief auch einer dort nur seinen Rauch aus. . . . An dem Arm zog ich einen Körper hervor, den Körper eines kräftig gebauten, schönen Mannes. . . . jenes vertriebenen jungen Menschen, mit dem Lolita des Abends immer so strahlend davongegangen war. Er schien tatsächlich zu schlafen. Als ich aber sein Gesicht beleuchtete, prallte ich voll Schreck zurück: es war von wässriger Farbe; die Augen blickten mich starr an, und aus dem Mund hing ein feiner Faden blutigen Spiechels. Ein unheimlicher Wramohn sitze in mir auf. War er tot? Ich berührte seine Hand — sie war kalt wie Eis. Ich wollte sie fest unterfüßen, da entdeckte ich einen kleinen Dolch, der tief drinnen steckte. Schon lag ich im Geiste die Polizei eindringen und mich des Mordes beschuldigen; denn ich war bei Lolita sein Nebenbuhler gewesen. Man würde mich ohne Gnade verurteilen, denn alle Beweise waren gegen mich, belasteten mich schwer und ich hatte zu meiner Verteidigung nichts anderes anzuführen als einig und allein meine Unschuld. . . . Dieses kleine lasterhafte Mädel hatte mich nur deshalb hierher gelockt, um sich selbst aus der Schlinge zu ziehen; denn vielleicht

hatte sie das Verbrechen begangen. In meiner Phantasie erblickte ich mich bereits in einem spanischen Gefängnis, sah mich in einem dieser finstern und feuchten Kerker schmachten. Ich dachte daran, daß ich mich im Lande der Perleise befand, und eine grauenvolle Furcht bemächtigte sich meiner. Während meine Füße nur der eine Wunsch in mir: fliehen, nur fliehen. Ich rief mich zusammen, hob den Toten unter das Bett zurück, ließ die Tücher wieder herabfallen und eilte auf Zehenspitzen die Treppen hinunter. Nach einem rasenden Lauf durch unbefannte Straßen, wo das Echo den Schall meiner Schritte in der Stille vervielfältigte und mich schließlich gleuben machte, daß ein Trupp Höfcher mir bereits auf den Fersen war, langte ich atemlos in meinem Hotel an. Den Rest der Nacht verbrachte ich angekleidet, das Ohr an die Tür gepreßt und wartete jeden Augenblick auf das Eintreffen der Polizei. . . . Vielleicht hätte man insofern die Rede gefunden und war auf der Suche nach mir; denn die Stammsgasse des Volais hatten mich am Abend vorher mit Lolita fortgehen sehen.

Verbrechen? . . . Selbstmord? . . . Was war geschehen? . . . War die kleine Tänzerin die Schuldige? . . . Von der Straße herauf dramen die Töne von Drehorgeln, mechanischen Klavieren und Gitarren, die mich in meiner Seelenangst zu verdrängen schienen. . . . Der Gelang des „Sereno“, der die Stunden kandierte, ließ mein Herz erstarren und mich die Zeit noch endloser empfinden. Aber dann ging doch die Sonne auf, und ich konnte in den Zug springen. . . . Meine Eile war groß, Spanien hinter mir zu lassen. . . .

Jetzt, meine Freunde, werdet Ihr die Aufregung verstehen, die mich beim Anblick Lolitas gepackt hatte. . . . Vielleicht denkt sie gar nicht mehr an dieses Erlebnis. . . . sie sammt ja aus einem Lande, wo Liebe und Tod sich bei jedem Schritt begegnen.“

(Autorisierte Uebersetzung von Margarete Michalowsky.)

Neues über die Ermüdung

Das Wesen der Ermüdungstoffe. — Die Ueberwindung des „toten Punktes“

Von Dozent Erwald Schild.

Für die Erkenntnis jeder Sports- und Arbeitsleistung ist es recht bedeutungsvoll, über die chemisch-biologischen Vorgänge, die beim Menschen die sogenannte „Ermüdung“ bedingen, orientiert zu sein. Wir unterziehen in bekanntlich eine körperliche und eine geistige Ermüdung, die in ihrem Wesen vom chemisch-biologischen Standpunkte aus betrachtet, wesentlichlich nicht sehr verschieden sind. Wenn wir uns den frischen, arbeitsbereiten Muskel als gepumpten Feder vorstellen, dann antwortet diese Feder auf einen Reiz mit einer Zusammenziehung, das heißt, sie leistet Arbeit. Auf den „Reiz“ zur Arbeitsleistung bildet sich nun aus dem im Muskel vorhandenen Stärkeäther Milchsäure, diese beeinflusst das „physikalisch-chemische Verhalten des Muskelgewebes und die Muskelzellen reagieren mit Verkürzung. Nunmehr wird die im Muskel vorhandene Milchsäure durch Alkalien abgefangen und zu milchsaurem Natrium gebunden. Dieses Abfangen der Milchsäure erfolgt durch das im Muskelstadium vorhandene Natriumbicarbonat und wenn dieser Vorgang beendet ist, befindet sich der Muskel im Zustande der Erschlaffung, der als nächste Phase die Erholung folgt. Die vom chemischen Standpunkt betrachtet, darin besteht, daß die gebildete Milchsäure durch Sauerstoffaufnahme in Wasser und Kohlenäure übergeht. Es ist dies ein Vorgang, der unter Freiwerden von Energie vor sich geht, die teilweise eben als Wärme abgegeben wird, zum anderen Teil aber dazu dient, die Milchsäure wieder zu spannen, der sich dann im gleichen Zustand wie im Anfang befindet, d. h. auf einen Reiz wiederum aus dem vorhandenen Stärkeäther Milchsäure bildet, die zur arbeitsleistenden Verkürzung der Muskelzellen führt. Nach Bindung der Milchsäure durch das Natriumbicarbonat des Muskelstadium tritt das Stadium der Erschlaffung ein, das durch Umsehung der Milchsäure unter Einwirkung des durch die Atmung ausgeführten Sauerstoffes in das Erholungsstadium übergeht, und zwar unter Bildung von Kohlenäure und Wasser aus der Milchsäure. Diese Oxidation des Glukogens der Muskeln über Milchsäure, Kohlenäure und Wasser, liefert eben die Energie zur Arbeitsleistung. Die Ermüdung besteht also in einer Ueberladung des Muskels mit Milchsäure. Bei jeder körperlichen Leistung haben Herz und Atemmuskeln erhebliche Arbeit zu leisten und auch bei diesen wird sich infolgedessen durch Anhäufung von Milchsäure eine Ermüdung einstellen. Können bei besonders schwerer und starker körperlicher Anstrengung diese Muskel die Milchsäure nicht durch reichliche Sauerstoffzufuhr auf dem Wege der Atmung beseitigen, so Kohle und Wasser abgeben, dann bleibt der Ermüdungszustand als Dauerzustand bestehen. Herz- und Atembefeimmungen stellen sich infolge übermäßiger Anstrengung der Milchsäure in den betreffenden Muskeln ein. Einmal ist es also die Bildung von Milchsäure, weiterhin aber auch die Ueberladung des Blutes durch die aus der Milchsäure gebildete Kohlenäure, die den Zustand der Ermüdung auslösen und zur Beseitigung dieses Zustandes ist eben reichliche Zufuhr von Sauerstoff, weiterhin verstärkte Atmung, um die Kohlenäure aus dem Körper zu schaffen, notwendig. Gelingt dies, dann kehrt das Stadium der Erholung ein. Auch die Ueberwindung des sogenannten „toten Punktes“ bei beträchtlichen sportlichen Leistungen findet, wenn man sich die vorher geschilderten Umsetzungsprozesse vor Augen hält, ihre Erklärung. Nach ziemlich kurzer Zeit tritt bei scharfer körperlicher Anstrengung Ermüdung ein, dieser Zustand ist aber, wie jeder routinierte Sportmann weiß, durch äußerliche Willensanstrengung zu überwinden. Ist dieser

tote Punkt einmal überwunden, dann tritt ein hartes Gefühl der Leistungsunfähigkeit an die Stelle der Ermüdung, das lange anhält. Die übermäßige Ansammlung von Milchsäure und Kohlenäure im Zeitpunkt der Ermüdung, übt andererseits wieder einen starken Reiz auf das Atmungszentrum aus und durch die verstärkte Atmung in „toten Punkt“ und nach dessen Ueberwindung, wird die Kohlenäure schnell aus dem Körper entfernt und die vorhandene Milchsäure schnell abgebaut, wosu noch kommt, daß die im Gehirn gebildete Milchsäure gleichfalls ein mächtiger Reiz auf das Atmungszentrum ausübt wird. Neuere Untersuchungen zeigen auch, daß beim „toten Punkt“ vielfach eine starke Schwefelabsonderung auftritt, und wie durch Untersuchungen festgestellt wurde, zeigt dieser Schwefel einen abnorm hohen Gehalt an Milchsäure; also auch auf diesem Wege lüdt der Körper im Zustande der Ermüdung einen Ermüdungsfaktor zu entfernen. Die alte Erklärungsansicht, daß der Zustand der Ermüdung im „toten Punkt“ durch äußerliche Willensanstrengung überwinden werden kann, stützt sich auf ihre physikalisch-chemische Erklärung. Sowohl für die Erkenntnis fruchtbarer Betätigung, wie überhaupt für die Erkenntnis aller Arbeitsprozesse, sind diese Feststellungen von erheblicher Bedeutung.

Charaktere gesucht!

Von Werner Subr.

Man kann den Typus eines Menschen als die naturgegebene Grundform und seinen Charakter als das Resultat einer inneren Entfaltung bezeichnen. Das Typische bildet bis zu einem gewissen Grade die Grundlage des Charakters.

Der Typus hat immer etwas Charakteristisches. Er hat das Charakteristische bestimmter Erscheinungen im höchsten Maße. Aber er ist selber noch kein Charakter. Wenigstens nicht, sofern man Charakter als eine Frage der Persönlichkeit betrachtet, und sofern man diese Frage nur durch Bildung und Leistung, nicht aber durch zufällige Attribute der Geburt oder der Person beantwortet sieht. Charakter ist nicht Sache der Person, sondern ein Zeichen der Persönlichkeit.

In dieser Zeit der Normung und Typisierung, da man gern alles in ein Schema bringen und schematisch „Ordnen“ schaffen möchte, teilt man die Menschen oft nach ihren Berufsgeschäften ein. Man spricht und schreibt über die Berufsercheinung des Mannes und über die einzelnen Typen der modernen Frau. Doch bringt die allgemeine Entwicklung eine auffällige Angleichung mit sich. Der Charakter eines Berufes trägt sich weniger aus als der aller beeinflussende Charakter der Zeit.

Wie ein Volk durch einen bestimmten Typus, der alle seine Eigenarten in sich vereinigt, am stärksten vertreten, und wie dieser schon durch die geographische Lage des betreffenden Landes bedingt wird, so sind auch Eigenart und Entwicklung des Charakters je nach Abstammung und Herkunft verschieden. Ist der vollkommene Charakter zufällig auch ein vollkommener Typus, ist er so ein mit allen Eigenarten ausgeprägter Briefe, Russe oder Romane, so hat er jene typischen Eigenarten nach einem für alle Charaktere verbindlichen Gesetz kultiviert und zu einer Harmonie der klaren Persönlichkeit vereint.

Starke Charaktere gleichen einander in jenem Gesetz der Harmonie, auch wenn sie als Typus Gegenläufige sind.

Ein Niveau nivelliert. Auch der persönlichste Charakter kann sich nicht den Einflüssen seiner Umgebung entziehen. Die Randhaftigkeit ist nicht nur an der Bildung des Typus beteiligt, sie kommt auch den Charakter. Andererseits sind gewisse, durch die Herkunft gegebene Schwerepunkte des Typus vom Charakter oder die häufig allzu große Schmerzhaftigkeit der Menschen im Norden. Landhaft und Charakter: das ist noch ein aufschlußreiches und sehr ergiebiges Kapitel. Tapferkeit des Herzens prägt sich aus. Der Pädagoge hat erkannt, daß es nicht nur die Masse und einzelne Persönlichkeiten sowie die sich daraus ergebenden Gegenläufige gibt, sondern daß die Masse selbst immerwährend neue Persönlichkeiten bildet, daß die Masse, genau genommen, eine Summe von noch unbekanntem, unbetonten Persönlichkeiten ist, die sich von den übrigen bekannnten und betonten lediglich abwasche unterscheiden.

Es gibt eine Erziehung zur Persönlichkeit. Natürlich ist sie da am schwierigsten und langwierigsten, wo der ursprüngliche Grad unterschied kaum beachtlich erscheint und man im übrigen mehr die typischen Merkmale des „Menschen der Masse“ sieht. An solchen, noch unangeformten Gruppenpersönlichkeiten gemessen, erscheint das Ideal des ausgeprägten Charakters, wie es allgemein und auch hier als Gipfel individueller Entwicklung betrachtet wird, außerordentlich hoch. Trotzdem bleibt es durchaus eine Frage der Erziehung.

Wiele Schwächen und Hemmnungen eines an sich besonders begabten Individuums werden heute oft als Zeichen einer feischen Erkrankung gemertet und — verkannt. Die beste Therapie für derart unangenehme Menschen ist meistens die Charakterstule. Die beste Charakterstule ist das Leben und nicht zuletzt das vorerlebte der großen Charaktere. Das Entschuldigende muß der Mensch selber tun. Danor bewahren ihn kein beratender Psychologe und seine „Aufbaupille“.

Der Charakter wirkt sich aus. Mag er von Natur noch so still und anspruchslos sein, als Charakter wird er anpreden und nicht überhört und nicht übersehen werden. Wenn wirkliche Charaktere auftreten, hat man sofort das Gefühl, daß man sich als denkender Mensch „irgendwie“ mit ihnen auseinandersetzen muß.

Große Charaktere sind kämpferische Charaktere und fortgesetzt in Bewegung. Es gibt keine wertvollere Beartlichkeit als die im Kampf gegen die Verlockungen der Gemüthsamkeit und gegen ein allzu oberflächliches Erleben. Genuß ist nicht genuß.